

Werkstatt**Die Täter neu erfinden***Ein Besuch beim Schriftsteller und Filmemacher Thomas Harlan*

Fünzig Jahre lang hatte sich Thomas Harlan, der Sohn von Goebbels' Lieblingsregisseur Veit Harlan, die deutsche Sprache versagt. 2000 erschien sein Erstling und vor drei Jahren der Roman «Heldenfriedhof», der von den Tätern der Shoah und ihrer Amnestierung erzählt.

Die Begegnung im Krankenzimmer der Lungenklinik bei Berchtesgaden ist eine Überraschung. Thomas Harlan, der vor kurzem achtzig Jahre alt wurde, lebt hier seit 2001 als Dauerpatient, doch weder Alter noch Lungenemphysem können der schöpferischen Genauigkeit seiner Sprache etwas anhaben. Unser Gespräch dauert den ganzen Tag, und als ich mich am frühen Abend verabschiede, ist es noch lange nicht zu Ende.

Unverletzte Sprache

«Lieber Herr Harlan», hatte Gottfried Benn dem jungen Thomas Harlan auf seine Gedichte geantwortet, «Sie sind so begabt, dass man nicht recht weiss, was man Ihnen zu Ihren Strophen eigentlich schreiben soll.» Ein halbes Jahrhundert dauerte es, bis aus dieser Begabung Bücher wurden, und wenn er nicht krank geworden wäre, hätte Thomas Harlan sie vielleicht nie geschrieben. «Wenn ich so etwas mache, was mir vollkommen zuwider ist», habe er sich beim ersten Krankenhausaufenthalt 1998 gesagt, «dann nur, wenn ich am ersten Tag einen Text beginne, der am letzten Tag fertig ist.» So entstand in sechs Wochen sein erster Roman, «Rosa» (erschienen 2000 bei Eichborn Berlin), eine Miniatur, wie Harlan sagt. Der grosse Wurf kam 2006 mit «Heldenfriedhof»; ein Jahr später folgte «Die Stadt Ys», ein Erzählband mit wahren und erfundenen aberwitzigen Geschichten aus den Weiten der Sowjetunion.

Dass Thomas Harlan, 1929 in Berlin geboren, erst mit fast siebzig Jahren zum Schreiben kam, hat mit seinem Verhältnis zur deutschen Sprache zu tun. Als Sohn von Veit Harlan, Joseph Goebbels' Lieblingsregisseur, verliess er Deutschland wenige Jahre nach dem Krieg. Er lebte in Frankreich und Italien; für seine Projekte als Filmemacher und linker Revolutionär reiste er durch die Welt. Die von der Krankheit erzwungene Rückkehr nach Deutschland war auch eine Rückkehr in die deutsche Sprache. «Ich hatte meine Sprache einfach zur Seite geschoben. Sie sass wie ein Waisenknabe in der Ecke und wurde nicht aufgerufen. Deshalb konnte sie ein halbes Jahrhundert unverletzt überdauern.» Wodurch wird Sprache verletzt? «Durch den Gebrauch. Und durch die Vereinbarung, dass ein Wort das heisst und nichts anderes.» Der Trivialroman zeichne sich ja dadurch aus, dass man mit dem Leser bereits alles vereinbart habe. «Da ist kein Wort mehr, das ihn stört.»

Im Zentrum seines Schreibens steht die Shoah. Er habe das Erbe seines Vaters angetreten, so formuliert es Thomas Harlan, der im Gegensatz zu seinen Schwestern nie daran gedacht hatte, seinen Namen abzulegen. Erst auf dem Sterbebett sei ein erstes Gespräch mit dem Vater möglich gewesen über die Schuld, die er durch seinen Opportunismus mit «Jud Süß» auf sich geladen hatte, einem Film, der für KZ-Aufseher zum Pflichtprogramm gehörte – ein «Mordinstrument», wie Thomas Harlan sagt. In den

1960er Jahren recherchierte er in polnischen Archiven die Verbrechen der Nationalsozialisten – «ich hatte dazu mehr Grund als andere» –, in über 2000 Fällen führte das Beweismaterial, mit dem er die deutsche Staatsanwaltschaft belieferte, zu Strafverfahren.

Der Roman «Rosa» handelt von Kulmhof, dem ersten Vernichtungslager der Nazis, auf das Harlan in seinen Recherchen zufällig gestossen war. Bis zu 300 000 Menschen wurden dort in einem Gaswagen ermordet, ohne Lagerzaun. «Und es hat niemanden gestört. Es hat sich niemand gefürchtet, davon etwas zu wissen oder zu sagen.» Im Bewusstsein der Menschen sei der Mord an den Juden nicht geschehen, so Harlans provozierende Behauptung. «Weil es für ihn keine Worte gibt. Das Wort «Jude» stimmt nicht, und auch das Wort «umbringen» nicht. Alles, was war, hat kein Wort.» Der fünfzig Jahre währende Verzicht auf die Muttersprache erwies sich als Voraussetzung für eine Sprache, in der sich über die Shoah schreiben lässt. «Meine Worte hatten noch nichts auf dem Gewissen.» Doch ein geradliniges Erzählen sei nicht denkbar. «Man geht wie ein Jäger um den Wald herum. Man geht die Strecken ab von dem, was passiert ist. Überlegt, ob es irgendwo ein Licht gibt, das man auf die Sache werfen kann.»

Auf der Spur der Täter

Der Roman «Heldenfriedhof» ist mit seinem Assoziationsreichtum und der sprachlichen Kühnheit ein eigenes Genre. Dass das Buch drei Jahre nach seinem Erscheinen immer noch ein Geheimtipp ist, erstaunt umso mehr, als Thomas Harlan den Paradigmenwechsel vorausnahm, mit dem Jonathan Littell im vergangenen Jahr eine Erschütterung in den Feuilletons ausgelöst hatte. Harlan schreibt über die Täter der Shoah, doch im Gegensatz zu Littell ohne Einfühlung in die Täter: Diese sei einem Kind der Mörder nicht erlaubt. Seit seinen Recherchen in den 1960er Jahren habe er einzelne Täter verfolgt, etwa Dietrich Allers, den Organisator der Euthanasie, der in kaum einem Geschichtsbuch vorkommt, oder die Sekretärinnen. «Die haben mich brennend interessiert.» Dass Thomas Harlan ausgerechnet in Schönau bei Berchtesgaden gelandet ist, scheint ein gespenstischer Zufall. Von der Klinik aus kann man den Obersalzberg, auf dem einst Hitlers Berghof stand, sehen.

Zwei Sekretärinnen hatten bis zu ihrem Tod im Jahr 2002 nur zwanzig Kilometer von Berchtesgaden entfernt gewohnt; eine von ihnen hatte bei der Räumung des Warschauer Ghettos im Büro gesessen. Er sei ihr nachgeschlichen, habe ihre Wege erkundet, doch habe er sie nie angesprochen. «Zu ekelhaft.» Viele Szenen von «Heldenfriedhof» spielen in der Gegend um Berchtesgaden; bei den Recherchen stiess Harlan auf Flurnamen, die sich ein Autor nicht besser hätte ausdenken können. Durch die Grundübelau führte nach dem Krieg ein Fluchtweg der Verbrecher von Österreich nach Deutschland. «Dass eine Landschaft den Namen hat, den sie erst nach Hunderten von Jahren verdienen würde, das hat mich umgeworfen, so schön fand ich es.»

Der Sprache folgen

In was für ein Verhältnis trat der Autor zu den Figuren der Täter, die er in «Heldenfriedhof» noch einmal neu erfand? «In ein Verwandtschaft-

liches. Das ist ziemlich gefährlich. Man kann sich von ihnen nicht trennen. Eine unerlaubte Vertrautheit.» Harlan macht die Leser zu Zeugen, denn er fällt kein Urteil über die Täter, die 1968 durch ein scheinbar harmloses und bis heute kaum bekanntes Gesetz amnestiert und zu «Untätern» wurden.

Er habe beim Schreiben keine Konstruktion im Kopf gehabt, sagt Harlan, sondern einen Stein genommen und damit eine erste Wand hochgezogen, dann die nächste. «Was es nicht einfacher macht.» Er sei der Sprache gefolgt – eine Erfahrung, von der viele Schriftsteller berichten, selten jedoch so radikal. «Ein Zustand von Glück, der ganz eng verbunden ist mit Lauschen. Ein Gestöber, in dem ein Wort sich das andere einfängt. Und dann schreib ich's einfach auf. Das ist ein Vorstossen durch die Worte selbst. Ein Wort ruft das nächste. Dann ist etwas gesagt worden, was ich überhaupt nicht beabsichtigt hatte. Und das Nichtbeabsichtigte hat zur Folge, dass ich wieder etwas sage, was ich nicht beabsichtigt habe. Verstehen Sie?» Der Wahrheit sei «nur mit der Kunst beizukommen», sagt Enrico Cosulich, die irrlichternde Hauptfigur von «Heldenfriedhof», dessen heimliche Erzählerin die Sprache ist und der kein Roman sei, sondern ein Oratorium, so Harlan, ein Klagelied. «Nur was man singen kann, ist hörbar.» Doch wenn Sprache Musik ist, was bedeutet dann verstehen? «In den Rhythmus der Komposition desjenigen einsteigen, der sich ausgedrückt hat.»

Sieglinde Geisel